**Sprache**
Die Puristen sind auf dem Vormarsch Seite 22


## Hier misst man Freiheitsgrade

Der Techno-Club Berghain ist geschlossen. Auch die Ausstellung zeitgenössischer Kunst ist im Lockdown. Das Buch dazu macht schmerzlich bewusst, worauf wir sehnlichst warten

*Menetekel oder Chiffre der Erneuerung? Julian Charrières Arbeit „And Beneath It All Flows Liquid Fire“*

Wenn man sich im Home-Office einen Rest von Privatsphäre bewahren will (oder einfach keine Lust hat aufzuräumen), dann kann man in den gängigen Anwendungen für Videokonferenzen den Hintergrund verschwimmen lassen. Der Effekt lässt nur noch den oder die Sprechende scharf erscheinen, vom Rest des Raumes sieht man nur matschige Farbklekse. Es ist also keine Fake-Tapete, eher eine sanfte Verunklarung des Realen.

VON BORIS POFALLA

Nun hat dieser Kurzsicht-Effekt auch in der bildenden Kunst Einzug gehalten. Hunderte Werke der Künstler, die seit September im Berliner Club Berghain ausgestellt werden (und die seit dem unseligen Kultur-Lockdown leider überhaupt keiner mehr zu Gesicht bekommt), all diese sehr jungen Kunstwerke also stehen, hängen und schweben im Nebel. Vom Berghain sieht man nur die Fassade.

Auch die Panoramabar ist nicht zu sehen. Den ungewöhnliche Männerakt von Wolfgang Tillmans, der dort seit Jahren hängt, sieht man klar und deutlich. Die Macher der Schau und die des Berghains tun das aus demselben Grund, aus dem wir den Zoom-Filter einschalten: weil die Blicke anderer unseren „safe space“ gefährden. Doch was wie ein Handicap klingt, ist eigentlich ein Vorteil.

Die Kunst in der betont unkuratierten Schau „Studio Berlin“ ächzt manchmal unter der Präsenz des mächtigen, von Geschichte und Geschichten gezeichneten Gebäudes. Manche Arbeiten können sich wegen ihrer kantigen Wucht oder ihrer floralen Weichheit gegen die Industriearchitektur gut behaupten. Doch manches feinere oder kleinere Kunstwerk verliert sich an den hohen Wänden, die noch dazu so einzigartig gekerbt und verwittert sind, dass sie selbst als Monumentalbilder durchgehen könnten.

Um es einmal klar zu sagen: „Studio Berlin“ als Buch (*Distanz Verlag, 34 Euro*) ist ein völlig anderes Erlebnis als die Ausstellung selbst. Das muss aber nicht schlecht sein. Die Feinheit von Cyprien Gaillards altmeisterlich-dekadentem Stich „Cockaigne“ auf einer stählernen Toilettentür kann man nun ganz in Ruhe auf dem Sofa studieren. Simon Fujiwaras delirierende Syphilis-Installation, die gleich nebenan in der Klo-Bar aufgebaut wurde, ließ sich weniger gut in ein Buch übertragen, dafür ist sie zu komplex und raumgreifend.

Die Führungen durch Kunstvermittler, die die gemeinnützige Stiftung des für die Organisation verantwortlichen Sammlerpaares Karen und Christian Boros organisiert, diese erklärenden Guides also gibt es im Katalog nicht. Es gibt überhaupt wenig Kontext, nur ein kurzes Vorwort der Herausgeber, aber keine Kritiker- und Kuratoren-Essays. Berlins Kultursenator Klaus Lederer darf ein Grußwort beisteuern, seine Behörde hat das Projekt unterstützt, das kreativen Berlinstolz verbreiten und dabei helfen soll, den mythischen Club zu retten.

Umso bitterer, wenn jetzt keiner rein darf und die Werke wieder ungesehen bleiben. Immerhin hat man das Buch. Die 118 beteiligten Künstler haben kurze Erläuterungen ihrer Werke beigesteuert, manche sind nur einen Satz lang, andere ein paar Absätze. Manche sind Gedichte. Und viele sprechen eine klare Sprache. „Wir leben in einer beschissenen Zeit“, schreibt Tacita Dean. „Anders kann man es nicht sagen.“ Die in Berlin lebende Britin, die für ihre Installationen mit 32-mm-Film bekannt ist, war durch Corona wie so viele andere Kollegen auf sich selbst zurückgeworfen. „Meine Tage füllten sich mit wenig, mit Kleinigkeiten. Was mir am Ende Trost und Beschäftigung gab, waren die Postkarten, die ich an Freunde in der ganzen Welt sandte.“ Die Postkarte, von der sie spricht, zeigt einen im Stil des 17. Jahrhunderts gestochenen Wolkenhimmel, aus dem Scheiße herab auf die Erde saust.

Wie auch unter den Bedingungen des Corona-Ausnahmezustands noch immer Kunst entstehen kann, das ist das zentrale Thema dieses Buches und der Ausstellung „Studio Berlin“. Die Kunstsammler Boros und die Leiterin ihrer Stiftung, Juliet Kothe, stürzten sich im Corona-Frühjahr in die Ateliers und trommelten zusammen, was ging. „Studio Berlin“ ist also das Ergebnis einer Grand Tour durch die Berliner Ateliers – und eine Liebeserklärung an Berlin, wo viele Künstler aus der ganzen Welt eine neue Heimat gefunden haben.

Junge Leute, aber auch reife Künstler wie AA Bronson, der erst als älterer Mann nach Berlin kam. Besonders beeindruckend in der gigantischen Berghain-Halle ist seine blasse amerikanische Flagge, aus der die Farbe beinahe völlig verschwunden ist. Sie ist ganze fünf Meter breit. Im Buch erzählt der Künstler, Schamane und AIDS-Aktivist davon, wie er am 10. September 2001 aus Toronto nach New York reisen wollte und ein ungutes Gefühl bekam.

Er buchte um, erinnert er sich, „und was dann passierte, wissen wir… Als ich wenige Tage später nach Downtown New York zurückkehrte, war New York ein Kriegsgebiet. Eine dicke, fettige Staubschicht zeugte von der Präsenz von pulverisiertem Glas, Stahl, Papier, Asbest und Fleisch. Die Geister der Toten hingen in der Luft wie Tränen. Flaggen wehten überall. Kurz darauf sah ich auf Ebay diese immens große amerikanische Flagge und sah mich versucht, sie zu kaufen.“

Diese Ebay-Flagge war also die Grundlage für die bleiche, an den Zahn der Zeit, den weißen Wal Moby Dick und große Niederlagen gleichermaßen erinnernde Arbeit. Doch das Werk entstand eben nicht in Amerika, sondern erst vor fünf Jahren in Berlin, nach AA Bronsons Umzug an die Spree. Es handele sich bei dieser weißen Flagge deshalb tatsächlich um eine Kapitulationserklärung, schreibt der 74-jährige notorische Berghain-Gänger: „Ich ergab mich der Stadt und der Liebe.“

Das sind so die Geschichten, die man beim Blättern erzählt bekommt. Disparate Splitter aus einer diversen Stadt. Man wird von „Studio Berlin“ nicht in Berlins Kunstwelt eingeführt, man wird eher wie von einem Schnellboot hindurchgezogen.

Es gibt keine Seitenzahlen, die Anordnung der Werke in der Ausstellung bleibt im Dunkeln, weil hier ausschließlich nach dem Alphabet sortiert wird. Wenig Kontext also, dafür aber auch keine Hierarchie – das Berghain hat bekanntlich eine harte Tür, aber keine VIP-Lounge. Im Club sollen alle gleich sein, jeder mit jedem tanzen oder reden können.

Dass das nun schon so lange nicht möglich ist, wird uns noch lange nachhängen. Der Name „Berghain“ ist eine Chiffre geworden, und deshalb richten sich in diesen stillen, dunklen Monaten die Augen von so vielen Menschen weltweit auf diesen einen Club in einem ehemaligen Gewerbegebiet in Friedrichshain. Es ist, als warteten sie auf etwas.

Und deshalb passt es, dass die Künstlerin Hannah Sophie Dunkelberg einen Barcode ins Buch eingefügt hat. Scannt man ihn mit dem Handy, dann erfährt man live, wie das Wetter ums Berghain gerade ist. Der Club ist ja wirklich eine Wetterstation: Es misst Freiheitsgrade.

# Den Ikonen ganz nahe

Alle suchen neue digitale Formate, art21 zeigt, wie es geht: Die Plattform im Internet streamt persönliche Begegnungen mit Künstlern – schon seit 20 Jahren

Erst wenn die letzte Netflix-Serie, das letzte Amazon-Video und die letzten Filme in den Mediatheken von Arte und 3Sat zu Ende geschaut sind, stellt man fest, dass es noch etwas gibt, was man längst hätte sehen müssen: Die großartigen Dokumentarfilme auf art21. Künstler sprechen hier über ihre Arbeit – auf eine so klare, vertraute und unprätentiöse Weise, dass man meint, man sitze neben ihnen am Gartentisch, im Atelier oder auf dem Pferd.

VON GESINE BORCHERDT

Seit die Kuratorin Susan Sollin 2001 die weltweit erste Onlineplattform für dieses Format gründete, hat sich eine Künstlerliste von über 250 Namen angesammelt, darunter Jenny Holzer, Jeff Koons, Ellen Gallagher, Pierre Huyghe oder Robert Ryman sowie einige der spannendsten jungen Künstler wie Doreen Garner oder Alex Da Corte. Sie begegnen uns in Filmen von etwa drei bis 50 Minuten, in denen nur sie selber sprechen – mit Zitaten und Einblicken, wie man sie nirgendwo sonst bekommt. Reporter tauchen nicht auf: Wir sind allein mit den Künstlern, die uns mitnehmen in ihre Welt.

Da ist etwa Andrea Zittel, damals noch in ihrer winzigen Wohnung in Brooklyn, aus der sie ein Gesamtkunstwerk über das perfekt reduzierte Leben gemacht hat – später treffen wir sie in der Wüste Kaliforniens wieder, wo sie eine ganze Gemeinschaft um sich geschart hat, die mit ihr webt, töpfert und in winzigen Wohnkapseln das Leben am Limit unter die Lupe nimmt.

Oder wir sitzen mit Lynda Benglis im Garten ihres Ateliers in Indien und hören zu, warum das hier ihr zweites Zuhause ist, samt Langhaardackeln und Wellensittichen. Dann treffen wir Bruce Nauman in New Mexico, der erzählt, was ein alter Cowboy und sein Lehrer Wayne Thiebaud gemeinsam hatten: Sie brachten ihm jeweils bei, wie man seine Wahrnehmung genau auf das fokussiert, was man gerade tut, sei es reiten oder Kunst.

Und es tut fast weh, der jungen afroamerikanischen Künstlerin LaToya Ruby Frazier dabei zuzusehen, wie sie von dem niederschmetternden Verfall ihrer Heimatstadt Braddock in Pennsylvania berichtet, wo einst die alte Industrie florierte und das nun der Jeansmarke Levi's als morbide Werbekulisse dient. Sie hat aus dem kaputten Ort eine Fotoserie gemacht und widmet ihm eine Performance, bei der sie sich vor der Levi's-Boutique in Soho die Jeans auf dem Bürgersteig aufreibt wie Haut: Man kann den Blick kaum abwenden, so sehr saugt die Kamera ihn hinein.

Viele Künstler wirken verletzlich, wenn sie über ihre Arbeit sprechen. Besonders Mike Kelley, der ein Jahr vor seinem Suizid sichtlich gereizt über seine Rolle als „Bad Boy“ der Kunstszene redet, für deren zunehmend kommerzielle Auswüchse er nur noch Verachtung übrighat. Dagegen ist der Documenta-Künstler Hiwa K eine Frohnatur. Wir fahren mit ihm im Taxi durch Berlin zu seinem Atelier in der Baruter Straße: „Barut heißt auf Arabisch ‚explosives Pulver‘“, sagt der aus dem Irak stammende Kurde lachend. In seiner Kindheit in den 80er-Jahren klebte sein Vater bunte Folie auf den Fernseher, der auch damals nur in Schwarz-Weiß sendete – Hiwa K hat diese Technik für seine Videoinstallationen übernommen.

Es hat etwas Flaneurhaftes, wie man sich über die Playlists von art21 bewegt und verschiedene Themenschwerpunkte entdeckt. Ihre Titel lauten „The Future is Female“, „California Girls“ oder „Artists and Pets“ – dort sehen wir dem Minimal-Art-Maler Robert Mangold beim Stöckewerfen zu, bevor er für uns sein Fotoalbum öffnet. Besonders schön sind die Filme, in denen Künstler miteinander in Dialog treten, wie Raymond Pettibon und Marcel Dzama, die gemeinsam an einer Zeichenserie arbeiten.

Es ist erstaunlich, wie nah wir den Ikonen der zeitgenössischen Kunstgeschichte kommen, über die man lange nur in Fachmagazinen und Katalogtexten las. Allein der Stimme von Nancy Spero zuzuhören, Ikone der feministischen Kunst, wie sie zu den Fotos aus ihrer Jugend erzählt, ist ein Geschenk: „Ich fühlte mich schon sehr früh dazu verurteilt, Künstlerin zu sein. Ich zeichnete über die Ränder meiner Schreibhefte hinaus, statt Hausaufgaben zu machen, weil ich mich nie für etwas anderes interessierte. Ich mochte die Schule und die Universität nicht, aber ich liebte die Kunsthochschule. Also entschloss ich mich, Künstlerin zu werden. Zugleich war ich deswegen besorgt, denn ich hatte das seltsame Gefühl, dass das Einzige, was ich konnte und tun wollte – Zeichnen und Malen –, für die Gesellschaft keinen Nutzen hatte.“

Wie falsch sie lag, das zeigen all diese kleinen und größeren Sprechblasen, die sich jetzt, wo wir uns nach Sinnhaftigkeit und Inspiration sehnen, nach sensiblen, exzentrischen Persönlichkeiten, nach klugen Worten und kleinen Einblicken in andere Welten, besonders tröstlich anfühlen. Besuche in Ateliers sind keine Selbstverständlichkeit, ebenso wenig wie Gespräche mit Künstlern, die sonst kaum Interviews geben.

Bei art21, wo das Ganze unter dem Titel „Art in the Twenty-First Century“ für den nicht kommerziellen Sender PBS startete und das bis heute ein Non-Profit-Unternehmen ist, kann man all das gratis abrufen. Jeder Clip, und sei er noch so kurz, lässt uns aufwachen, Neues lernen, in ein Universum eintauchen, das wir noch nicht kannten.

Nach 20 Jahren schafft es art21 noch immer, die Schwellenangst vor der Gegenwartskunst zu nehmen, ohne das Niveau zu senken – eben weil die Künstler selber sprechen und uns mitnehmen auf ihre Lebensreise: Eine Art Chef's Table – die erste, stilbildende Netflix-Dokumentation – avant la lettre, im Miniaturformat. Jeden Tag ein paar Minuten, und die Corona-Zeit ist vergessen. Zumindest für diesen Moment.




© WELTN24 GmbH. Alle Rechte vorbehalten - Jede Veröffentlichung und nicht-private Nutzung exclusiv über https://www.axelspringer-syndication.de/angebot/lizenzierung